

Nicht ausgrenzen, sondern in Liebe vereinen

4. Sonntag in der Osterzeit (B) Joh 10,11-18

Im Neuen Testament werden zahlreiche Gleichnisse erzählt; Parabeln aus dem Alltag der Menschen. Von Jesus heißt es, er habe immer in Gleichnissen gesprochen! Warum wohl? Weil Bildreden und Parabeln von fast jedermann verstanden werden können. Dazu braucht es keine "höhere Bildung", keine tieferen theologischen oder philosophischen Vorkenntnisse, kein besonderes Fachwissen. Gleichnisse lassen sich zudem leicht merken und memorieren; sie prägen sich dem Gedächtnis relativ schnell ein. Es ist fast wie mit Märchen und Sprichwörtern. Sie sind die ungeschriebenen, mobilen Bibliotheken der einfachen Menschen.

Wir dürfen davon ausgehen, dass Jesus ganz bewusst solche Bildgeschichten ausgewählt hat, wenn er ein besonderes Thema, eine spezielle "Lehre" möglichst vielen Leuten verständlich machen wollte. Er hatte sonst, von den Schriftrollen in den Synagogen einmal abgesehen, keinerlei Hilfsmittel zur Verfügung: Keine Bücher und keine Kopier- oder Fax-Maschinen. Er griff die Parabeln deswegen so gerne auf, weil er somit eine gewisse Garantie bekam, dass seine Reden auf diese Weise im Gedächtnis der Leute besser haften blieben. Obendrein gab er damit denen, die ihm nach dem Leben trachteten, weniger Angriffsfläche für ihre Intrigen. Bei Dogmen und Lehrsätzen hätten sie rascher einhaken können; bei Gleichnissen war dies schwieriger. Das Bildhaft-Erzählte bleibt flexibler: Man kann die Kernaussagen relativ schnell erfassen und begreifen, aber nur schwer in Worten festnageln. Oder gar als Beweis für eine angebliche Irrlehre nützen.

Aus der Vielzahl der biblischen Gleichnisse wirkt die Parabel vom Guten Hirten besonders markant; sie war damals, unter den Zeitgenossen Jesu, ein alltägliches Bild: Der Schafhirt sorgt sich um seine Herde. Tag und Nacht. Geht eines seiner Tiere verloren, sucht er es. Bricht der Wolf in die Herde ein, verscheucht er den Mörder. Kommen Diebe in der Nacht, dann haben sie es mit dem Hirten zu tun, der auch nachts bei seinen Tieren bleibt. Denn der "Gute Hirte" ist nicht nur Wächter, sondern auch Pferch; nicht nur liebender Betreuer, sondern auch "Weg zum Ziel", "offene Tür" und ein treu sorgender Vater, wenn einzelne sich verirren.

Der Vergleich vom Guten Hirten gilt letztlich dem himmlischen Vater, der sich um seine Herde kümmert. Somit ist diese Parabel auch ein Appell an die Einheit der Kirche. Wer das Gleichnis vom Guten Hirten begriffen hat, kann nicht länger die Spaltung der Herde einfach hinnehmen. Wer Gott als "obersten Guten Hirten" versteht, wird auch seinen (Gottes) "Schafen" Gutes wünschen. Von Abspaltung wird nicht mehr die Rede sein. – Die Ökumene, die Einheit aller Christen, fällt uns nicht einfach zu. Schon gar nicht die Re-Union der seit Jahrhunderten getrennten Brüder und Schwestern. Da müssen alle auf einander zugehen. Denen, die in die Irre gingen, muss man den Weg ebnen; und wenn sie zurückkommen wollen, die Tore offenhalten.

Was Richard von Weizsäcker von politischen Grenzen meinte, gilt auch für die ökumenischen: "Es geht nicht darum, Grenzen zu verschieben, sondern Grenzen ihren trennenden Charakter für die Menschen zu nehmen." Also nicht ausgrenzen, sondern in Liebe vereinen; nicht den Pferch egoistisch abdichten, sondern die "verlorenen Söhne und Töchter", die zurückkommen wollen, in die Arme schließen.